Ausgabe 4/2016

Graf Recke Stiftung

recke:*in*

Das Magazin der Graf Recke Stiftung

Der Weg ist das Ziel

Inhalt

Stiftung

4 Kreuz & Quer

6 »Sterbehilfe passiert ja – Gott sei Dank!«
Ein schwieriges Thema, nachdenklich diskutiert in der Johanneskirche

26 Über 500 Mitarbeitende feiern gemeinsam im Zakk
Eine Bilderserie

Erziehung & Bildung

10 »Ich möchte Menschen unterstützen«
Kirsten Ullrich ist Fachberaterin für mehr als 60 Inklusionshelfer

12 20 Jahre Sozialtherapeutische Wohngruppe
Ein Fachtag beschäftigte sich mit zwei Jahrzehnten
Arbeit mit sexuell grenzverletzenden Jugendlichen

14 Der Weg ist das Ziel
Ein großzügiger Spender spricht über seine Motive

Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik

16 Erfüllend, sinnvoll, sozial
Zwei Freiwilligendienstlerinnen in der Arbeitstherapie
des Sozialpsychiatrischen Verbunds

18 Andreas Kernchen – eine Zumutung
Die Geschichte einer ganz besonderen »Persönlichkeitsspaltung«

24 Die naive Frage
Werden psychische Erkrankungen irgendwann so »normal«
angesehen wie Grippe oder Beinbruch, Frau Welzel?

Wohnen & Pflege

20 Erst Metzgerin, bald Altenpflegerin
Milena Jaklic hat aus sehr persönlichen Gründen den Beruf gewechselt

22 Der Chefkoch mit dem Biker-Herz
Hans-Hermann Kohlrusch kocht mit großer Leidenschaft für die
Senioren im Haus Berlin, freut sich aber trotzdem auf den Ruhestand

23 Menschen in Bewegung bringen
Mobilität ist Cornelia Schlicks Thema – der Rollatorpark
im Haus Berlin ein sichtbares Zeichen dafür

25 recke:*rückblick*
Vom Verpflanzen alter Bäume

Wer wir sind und was wir tun

Die Graf Recke Stiftung ist eine der ältesten diakonischen Einrichtungen Deutschlands. 1822 gründete Graf von der Recke-Volmerstein ein »Rettungshaus« für Straßenkinder in Düsselthal.
Zur Kinder- und Jugendhilfe kamen die Behindertenhilfe (1986) und die Altenhilfe (1995) hinzu. Heute besteht die Stiftung aus den Geschäftsbereichen Graf Recke *Erziehung & Bildung*, Graf Recke *Sozialpsychiatrie & Heilpädagogik* und Graf Recke *Wohnen & Pflege*. Ebenfalls zur Stiftung gehören das Seniorenheim Haus Berlin gGmbH in Neumünster und die Dienstleistungsgesellschaft DiFS GmbH.

Alle Informationen und aktuelle News aus der Graf Recke Stiftung finden Sie auf unserer Homepage:

www.graf-recke-stiftung.de
www.facebook.com/GrafReckeStiftung
www.xing.de/companies/GrafReckeStiftung

recke:*in*
Das Magazin der Graf Recke Stiftung
Ausgabe 4/2016

Herausgeber Vorstand der Graf Recke Stiftung
Einbrunger Straße 82, 40489 Düsseldorf

Redaktion Unternehmenskommunikation
der Graf Recke Stiftung, Dr. Roelf Bleeker

Gestaltung
Claudia Ott, Nils-Hendrik Zündorf

Fotos Dirk Bannert, Frank Elschner, Ev. Johanneswerk
Bielefeld, Achim Graf, Sabine Voiges, Frank Wiedemeier

Druckerei V+V Sofortdruck GmbH, 2.800 Exemplare

Umweltschutz recke:*in* wird CO_2-neutral gedruckt.

Die Graf Recke Stiftung ist Mitglied des Diakonischen
Werkes der Evangelischen Kirche im Rheinland e.V.

Dr. Roelf Bleeker, Leiter der Unternehmenskommunikation

Von Wegen und vom Ankommen

Liebe Leserinnen und Leser,
der Advent wird entsprechend seiner lateinischen Herkunft von »adventus« mit Ankunft übersetzt. Im Advent bereiten sich die Christen auf das Weihnachtsfest vor, das Fest zur Ankunft Gottes auf Erden in seinem Sohn Jesus Christus. Die Zeit der Vorbereitung darauf soll eine Zeit der Besinnung sein. Aber die Realität ist oft eine andere und der Advent manchmal nur noch die – für viele gefühlt viel zu knappe – Zeit der Weihnachtsvorbereitungen. Mit dem Ziel, am Heiligen Abend alle Geschenke beisammen zu haben und es sich – erst dann, endlich – »schön besinnlich zu machen«.

Der Weg ist das Ziel. So lautet der Titel dieser recke:*in*. Er bezieht sich insbesondere auf den Artikel über einen großzügigen Spender, der es vielen jungen Menschen in unserem Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung* ermöglicht, ein Instrument zu erlernen. Dabei geht es diesem Spender nicht um das Erlernen des Instruments im eigentlichen Sinne, sondern darum, Begabungen, Kreativität und Fähigkeiten herauszustellen – und da sei das Instrument der Weg und das Ziel gleichermaßen.

Doch auch für andere Menschen in der Graf Recke Stiftung gilt dies. In unserer Weihnachtsausgabe stellen wir, wie jedes Jahr, Menschen in den Mittelpunkt, bei denen sich 2016 etwas bewegt hat. Wir berichten von einer ausgebildeten Metzgerin, die aus ganz persönlichen Motiven eine Ausbildung zur Altenpflegerin begonnen hat. Wir erzählen die unterschiedlichen Geschichten zweier junger Frauen, die ein gemeinsames Ziel haben: einen sozialen, einen sinngebenden Beruf. Eine Mitarbeiterin hat uns berichtet, wie sie Fachberaterin in unserem Familien unterstützenden Dienst wurde und warum sie sich mit dieser Aufgabe eine Art Kindheitstraum erfüllt. In dieser Ausgabe geht es auch um einen Koch, der nächstes Jahr in den Ruhestand geht, und eine Sonderpädagogin, die jetzt mit einem Rollatorenpark Senioren in Bewegung bringen möchte. Und es geht um Andreas Kernchen, einen Mann, für den eine schwere psychische Erkrankung nicht das Ende war, sondern vielmehr so etwas wie ein Anfang – der Anfang eines neuen Weges.

In Bewegung und auf dem Weg ist auch die Graf Recke Stiftung als Unternehmen. Im Laufe des Jahres ist unser Familien unterstützender Dienst noch einmal gewaltig gewachsen: Über 500 Mitarbeitende betreuen heute an 128 Schulen und in 15 Kindertagesstätten junge Menschen, bieten Hilfe und Assistenz, damit sie mitgenommen werden können in den Klassen und Gruppen. Zum Jahresbeginn 2017 übernimmt die Stiftung die Geschäftsfelder der Pädagogik des Ev. Johanneswerkes e.V., Bielefeld. Etwa 170 Mitarbeitende der Stiftung Grünau in Bad Salzuflen und der Jugendhilfe Bielefeld-Mitte gehen damit über in die künftige Graf Recke Pädagogik gGmbH, Region Westfalen-Lippe, und künftig mit uns gemeinsam den diakonischen Weg in die Zukunft.

Den Weg schon als Ziel zu sehen, das kann vieles einfacher machen. Auch wenn wir mindestens Zwischenziele benötigen und die Ankunft dazugehört. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen eine bewusst besinnliche Adventszeit und ein gesegnetes Weihnachtsfest.

Neu gewählter Jugendrat macht sich an die Arbeit

Das Sitzungszimmer der Graf Recke *Erziehung & Bildung* platzte aus allen Nähten, als 15 Kinder und Jugendliche sich jetzt mit dem Leiter des Geschäftsbereiches Michael Mertens zum ersten Austausch trafen. Nach einigen Monaten der Vakanz ist ein neuer Jugendrat gewählt worden. Jetzt hat er sein Amt angetreten und dem Geschäftsbereichsleiter bereits einige Wünsche und Forderungen mit auf den Weg gegeben.

Schon 2015 war unter Beteiligung des alten Sprecherteams im Arbeitskreis Partizipation die Überarbeitung des Wahlverfahrens begonnen worden. 2016 wurde dann eine neue, mit der Geschäftsbereichsleitung *Erziehung & Bildung* abgestimmte Satzung verabschiedet und verankert. Parallel dazu hatte sich der bestehende Kinder- und Jugendrat aufgrund von Umzügen der Mitglieder in andere Gruppen oder zu den Familien zurück so dezimiert, dass bis zu den Neuwahlen keine Sitzungen mehr stattfanden.

Direkt nach den Sommerferien 2016 sollten die Neuwahlen dann endlich durchgeführt werden. Dem neuen Wahlverfahren zufolge sollten Direktkandidaturen möglich sein. Die alte Satzung sah die Wahl von Gruppensprechern vor, die wiederum in regionalen und zielgruppenspezifischen Sitzungen Vertreter für den Jugendrat wählen, was jedoch eine noch längere Verzögerung bedeutet hätte. Trotz dieser Wahlreform lief das Bewerbungsverfahren eher schleppend. Erst nach einer intensiven Werbetour der zuständigen Mitarbeiter Frank Matuschek und Christian Fischer durch alle Gruppen, konnte die Wahl stattfinden. Da jedoch immer noch weniger Bewerber als zu besetzende Plätze zur Verfügung standen, wurden die Bewerber direkt nominiert.

Insgesamt gibt es derzeit 18 aktive Jugendratsmitglieder, die sowohl aus Wohngruppen auf den Campus-Arealen in Wittlaer und Hilden stammen als auch aus Gruppen, die »sozialraumnah« in den Stadtgebieten verteilt sind. Die erste Kinder- und Jugendratssitzung in neuer Besetzung fand Ende Oktober statt.

Dort erfolgte auch die Wahl des Sprecherteams, das nun aus fünf Personen besteht. Die ebenfalls neu gewählten Kassenführerinnen erhalten für ihre Aufgabe eine Kassenschulung durch die Verwaltungsleiterin des Geschäftsbereichs *Erziehung & Bildung*, Gabriele Becker. Gefüllt wird der selbst verwaltete Topf des Jugendrats durch ein Finanzierungsmodell, bei dem ein kleiner Betrag pro Platz und Tag vom Betreuungsgeld in den Wohngruppen an den Jugendrat abgeführt wird – so verfügen die Kinder und Jugendlichen über einen nicht unerheblichen finanziellen Spielraum zur Umsetzung eigener Ideen.

Jugendrat und Geschäftsbereichsleiter treffen sich regelmäßig, wobei letzterer dem Jugendrat einen Bericht über alle aktuellen Maßnahmen gibt und für Rückfragen zur Verfügung steht. In der ersten Runde mit Michael Mertens ging es manchmal um Kleinigkeiten – quietschende Türen oder Neuanstriche der Wohngruppenfassaden, die nicht jedermanns Geschmack trafen –, aber auch Grundsatzfragen wie der Zugang zu ausreichend schnellem Internet.

Die Einrichtung des Jugendrats ist eines der Ergebnisse aus einem umfangreichen Partizipationsprojekt, in dem sich die Graf Recke Stiftung mit dem Anspruch auf mehr Mitsprache- und Entscheidungsrecht für Kinder und Jugendliche auseinandergesetzt und Partizipation auf den Weg gebracht hat – natürlich gemeinsam mit den Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen aus dem Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung*.

Ausführliche Infos dazu und der Trailer zum Film über den Jugendrat unter
www.graf-recke-stiftung.de/partizipation

Graf Recke Stiftung übernimmt pädagogische Einrichtungen in Westfalen

Die Graf Recke Stiftung übernimmt zum 1. Januar 2017 die Geschäftsfelder Pädagogik des Ev. Johanneswerk e.V. mit Sitz in Bielefeld. Der Betriebsübergang umfasst die Einrichtungen Grünau-Heidequell in Bad Salzuflen sowie die Jugendhilfe Bielefeld-Mitte.

Etwa 170 Mitarbeitende der Stiftung Grünau und der Jugendhilfe Bielefeld-Mitte gehen über in die künftige Graf Recke Pädagogik gGmbH, Region Westfalen-Lippe. Die Graf Recke Stiftung tritt hier als Betreiber auf, die Gebäude bleiben im Eigentum der vermietenden Stiftung Grünau und weiterer privater Vermieter.

Mit der Übernahme des Betriebs der intensivpädagogischen Angebote im ländlichen Raum »ergänzen wir unser Dienstleistungsportfolio im Bereich der Hilfen zur Erziehung und entwickeln uns in unserem Kernarbeitsgebiet gezielt weiter«, erklärt Petra Skodzig, Finanzvorstand der Graf Recke Stiftung. Durch die überregionale Kooperation entstehe ein breites Angebotsportfolio, das langfristig die Belegung sichere, so Petra Skodzig weiter. »Wir vergrößern unseren Einzugsbereich und überbrücken die traditionelle Grenzziehung zwischen Rheinland und Westfalen-Lippe, ohne dass eine Konkurrenzsituation entsteht.«

Johanneswerk und Graf Recke Stiftung hatten zuvor in den vorbereitenden Gesprächen eine hohe Übereinstimmung in der Bewertung von Intensiv-Pädagogik und den dazugehörigen Unterstützungsbedarfen wie auch in den Grundhaltungen und fachlichen Konzepten identifiziert. »Das Johanneswerk und wir haben vergleichbare, aber keine identischen konzeptionellen Schwerpunkte«, erklärt Pfarrer Falk Schöller, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung. »Somit führen wir hier Angebote zusammen, die einander gut ergänzen.«

»Pädagogische Angebote wie in Grünau betreibt die Graf Recke Stiftung in einem sehr viel größeren Umfang als wir«, erläutert Johanneswerk-Vorstand Dr. Ingo Habenicht, »deshalb verbessert der Trägerwechsel die Zukunftsaussichten für die Einrichtungen erheblich.«

Die Stiftung Grünau wurde 1849 als Verein zur »Rettung verwahrloster Kinder« gegründet. 1935 übernahm der Ortsverband für Innere Mission in Bielefeld – heute Ev. Johanneswerk – die Geschäftsführung und Verwaltung. Das Ev. Johanneswerk, gegründet 1951, ist heute einer der großen diakonischen Träger Europas mit Sitz in Bielefeld. Rund 6.500 Mitarbeitende sind in mehr als 70 Einrichtungen für Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senioren tätig.

Es war ein Abend mit besonderer Atmosphäre in der Düsseldorfer Johanneskirche – ein schwieriges und schweres Thema, eine engagierte, oft aber auch nachdenkliche Diskussion. *Leiden, Sterbehilfe und das christliche Menschenbild*, so lautete die Überschrift des Abends. Zu der gut besuchten Veranstaltung hatte die Graf Recke Stiftung gemeinsam mit der Evangelischen Akademie im Rheinland, der regionalen Arbeitsgruppe des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer und dem Bund Katholischer Unternehmer eingeladen, als Diskutanten gefolgt waren der Einladung Birgit Kleekamp, Leiterin der Düsseldorfer Pflegeeinrichtungen der Graf Recke Stiftung, der CDU-Politiker Wolfgang Bosbach, der niederländische Theologe und Medizin-Ethiker Thilo Boer und Nikolaus Schneider, ehemaliger Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland und EKD-Ratsvorsitzender. Das Eingangswort sprach Professor Holger Linderhaus vom Arbeitskreis Evangelischer Unternehmer Düsseldorf, den Abendsegen Pfarrer Falk Schöller, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung. Begleitet und eingerahmt wurden die Wortbeiträge von »Zwischentönen« an der Orgel von Wolfgang Abendroth. Wir dokumentieren die Diskussion, an der sich auch das Publikum engagiert beteiligte, in Auszügen

»Sterbehilfe passiert ja – Gott sei Dank!«

Das Thema Sterbehilfe ist ein gesellschaftlicher Prozess, dessen Richtung nicht vorbestimmt ist, wir können uns das Thema nur erarbeiten, nicht kurzerhand beheben, wie einen maschinellen Defekt.«
Professor Dr. Holger Linderhaus von der regionalen Arbeitsgruppe Düsseldorf des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer in seinem Eingangswort

»Sterbehilfe ist verboten – das ist halb richtig: Wir unterscheiden Hilfe beim Sterben und Hilfe zum Sterben. Es ist erlaubt, manchmal sogar geboten, im Sterbevorgang zu helfen und den Patienten zu begleiten, selbst wenn es zu einer Lebensverkürzung führt. Selbstverständlich darf dem Patienten dann geholfen werden, um zum Beispiel unerträgliche Schmerzen zu nehmen. Das jetzt geltende Recht verbietet jedoch eine geschäftsmäßige Besorgung, die auf Wiederholung angelegt ist.«
Wolfgang Bosbach, CDU-Bundestagsabgeordneter, selbst Unterzeichner des Gruppenantrags zur Sterbehilfe, der vom Bundestag angenommen wurde

»Ich bin sehr froh, dass der Bundestag beschlossen hat, wie er beschlossen hat, weil wir das Signal setzen: Dein Leben ist gewünscht. Wir sagen gleichzeitig: Wir zwingen dich zu nichts. Wir geben jede Hilfe – Sterbehilfe passiert ja, Gott sei Dank. Wir wollen nur nicht die Sache des Tötens. Sterbehilfe ist ja ein Lebensvollzug, Sterben heißt ja leben, und das hat auch der Bundestag gesagt: Wir wollen Palliativmedizin und Hospizarbeit unterstützen. Denn man kann nicht nur die Latte hoch hängen und die Leute hängen lassen, sondern wir müssen jede Hilfe geben, damit man das leben kann.«
Nikolaus Schneider, ehemaliger Präses der Ev. Kirche im Rheinland und EKD-Ratsvorsitzender

»Seit 30 Jahren ist in den Niederlanden alles möglich. Mir ist es etwas zu schnell gegangen. 2007 waren die Ziffern relativ stabil bei 1.800 aktiven Sterbehilfefällen pro Jahr, aber seit 2007 gehen sie in die Höhe und liegen bei 5.500. Man kann sagen, dass das Paradigma der Mehrheit sich gewandelt hat von der Ausnahme im schlimmsten Fall hin zu: Ich habe ein Recht darauf zu sterben wie ich will – mit einer entsprechenden Pflicht des Arztes, das auch zu tun.«
Thilo Boer, niederländischer Theologe und Medizin-Ethiker

Nikolaus Schneider lehnt das Töten als Dienstleistung der Gesellschaft ab.

Thilo Boer will nicht beurteilen, wann ein Leben unerträglich ist.

»Das Töten als Ausweg, das kann einer für sich sagen, da würde ich nicht den Stab darüber brechen. Aber das Töten als Dienstleistung einer Gesellschaft, das kann nicht die Lösung sein. Ein Mensch, der es nicht mehr bei sich aushält und nicht mehr kann, hat ein Recht auf ärztliche Beratung, dass er sein Leben beendet, ohne dass es zur Tortur wird – aus dem Vertrauensverhältnis, das er durch die lange Begleitung zu ihm aufgebaut hat.«
Nikolaus Schneider

»Wir reden ganz häufig vom selbstbestimmten Leben und Sterben – da gibt es ja Grenzen, so autark sind wir ja gar nicht, wir sind eingebunden in familiäre, in soziale und alle möglichen Systeme, und erfahrungsgemäß hängen wir an unserem Leben und wollen auch, dass Menschen, zu denen wir einen Bezug haben, zufrieden und glücklich sind. Und vielleicht kommen wir dann auch unter Druck und erforschen nicht mehr unseren eigenen Willen oder Wunsch zu gehen oder zu bleiben, sondern wollen nur keinem zur Last fallen und nicht im Weg stehen.«
Birgit Kleekamp, Leiterin der beiden Düsseldorfer Pflegeeinrichtungen der Graf Recke Stiftung

»Wenn ein Mensch sagt, ich leide unerträglich, wer bin dann ich, dass ich sage: Nein, ich glaube, Sie nicht?«
Thilo Boer

»Wichtig ist, dass solche Überlegungen immer wieder auf den Prüfstand gestellt werden, dann können sie handlungsleitend sein. Da, wo Verfügungen sind, ist es immer eine Hilfe, als wenn man gar nicht weiß, was der andere vielleicht wollen könnte. Und trotzdem müssen wir uns damit auseinandersetzen als die Menschen, die begleiten, weil nicht alles das, was ein Mensch sich vorher überlegt hat, immer mit den eigenen Überlegungen konform ist. Und wir müssen uns bei aller Fachlichkeit zurückhalten mit eigenen Bewertungen. Wir als Pflegende müssen das tun, was ärztlich vorgegeben ist. Unser Handlungsspielraum ist eingeschränkt, und das ist auch gut so. Was wir versuchen ist, den Menschen nahe zu sein, dem Betroffenen, den Angehörigen, und in allererster Linie Einsamkeit lindern, Schmerzen lindern mit allem, was die Medizin zu bieten hat, alles und jeden, der an diesem Punkt helfen kann, mit in ein Gespräch nehmen – die Angehörigen, die Bezugspersonen, die behandelnden Ärzte, die begleitenden Pflegekräfte. Und je besser vorbereitet, und je mehr man sich auseinandergesetzt hat mit diesen Möglichkeiten, umso eher wird das ausgehalten und mitgetragen. Je unvorbereiteter Menschen in solche Situationen geraten, umso hektischer sind die Entscheidungen und in der Regel nicht zum Wohle desjenigen, der da stirbt, dann ist es eher ein Abwehren: Ich will diese Symptome nicht, ich will das nicht ertragen, das nicht sehen, dass jemand keine Luft kriegt. Und dann kommt es zu spontanen Handlungen, die nicht wirklich ein würdevolles Sterben zulassen. Es ist unser Anliegen, zu begleiten, zu beraten und Angebote zu machen.«
Birgit Kleekamp

Einleitende Worte von Professor Linderhaus.

»Ich habe in den Niederlanden erfahren, dass ein Teil der Sterbehilfebitten hier damit zu tun hat, dass Leute sehr ängstlich sind, dass sie weiter und weiter und weiter behandelt werden. Aus meiner Sicht sind sowohl aktive Sterbehilfe als auch das endlose Weitermachen zwei Seiten derselben Münze.«
Thilo Boer

»Wir haben über zehn Jahre einen noch relativ jungen Mann begleitet, und wir haben über zehn Jahre beobachtet, wie er immer eingeschränkter wurde, und dann war er im Krankenhaus und kam zurück und es ging hin und her. Und irgendwann gab es den Familienrat, mit dem Betroffenen selber und unter Hinzuziehung des Arztes, und dann haben sie sich entschlossen: Nein, wir wollen keine Krankenhauseinweisung mehr, wir wollen keine Antibiose mehr, wir wollen, dass der Bewohner im

Wolfgang Bosbach betont den Unterschied zwischen Hilfe beim Sterben und Hilfe zum Sterben.

Birgit Kleekamp weist auf die Grenzen von selbstbestimmtem Leben und Sterben hin.

Nikolaus Schneider stellt die Liebe zu seiner Frau über seine Grundsätze.

Heim bleibt und nicht mehr ins Krankenhaus geht. Natürlich wurde sehr deutlich gemacht, was das zur Folge hat, aber die Entscheidung war klar. Und an der Stelle ist unsere Aufgabe in der Pflege, diesen Menschen zu begleiten und alles zu tun, damit es ihm und seinen Angehörigen gut geht – natürlich unter Zuhilfenahme aller medizinischen Unterstützung.«
Birgit Kleekamp

»Woher soll ich wissen, was für mich richtig ist in einer Lage, die ich weder kenne noch kennen kann?«
Wolfgang Bosbach, der für sich selbst noch keine Patientenverfügung verfasst hat.

»Meine Frau sagt, sie will die Option haben. Wie es uns dann geht und was wir dann machen würden, das kann man nicht antizipieren. Das wissen wir nicht. Wenn ich in den Konflikt käme zwischen Treue zu meinen Grundsätzen und Liebe zu meiner Frau – dann wäre die Liebe zu meiner Frau wichtiger. Dieses alles sage ich auf der Basis, dass ich hundert Prozent sicher bin, dass meine Frau im Verhältnis zu mir genauso denkt. Und in dieser Spannung muss es sich dann bewähren in der Situation.«
Nikolaus Schneider, dessen Frau an Krebs erkrankt ist.

»Die Menschen, die zu uns in die Pflegeeinrichtungen kommen, kommen, weil sie leben wollen und weil die Lebensqualität, die wir unterstützen, gewünscht ist. Ja, es sind vorwiegend alte Menschen, ja, wir müssen uns alle mit dem Thema auseinandersetzen, endlich zu sein, aber es kommt keiner, der sagt: Mach mich tot; lass mich sterben. Sondern die Menschen hängen an ihrem Leben und wollen Lebensqualität. Wir können auch bei Menschen mit Demenz selbstverständlich erkennen, ob da noch Lebensfreude ist. Ich erlebe ja immer wieder, dass Menschen Lebensqualität haben in Situationen, die wir uns als Unversehrte überhaupt gar nicht vorstellen können und mögen.«
Birgit Kleekamp

Pfarrer Falk Schöller betont die biblischen Hoffnungsbilder am Ende eines Lebens.

»Luther hat nicht nur gesagt, mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben, sondern seelsorgerlich hat er auch gesagt: Mitten im Tod sind wir vom Leben umfangen. Weil wir eine andere Perspektive haben und davon ausgehen, dass der Tod nicht das letzte Wort hat. In dieser Tradition müssen wir natürlich Menschen begleiten und dürfen nicht verurteilen, wenn es einer nicht mehr aushält. Und natürlich gehört es zu unserer Aufgabe, Menschen zu akzeptieren, wenn sie andere Wege gehen wollen.«
Nikolaus Schneider

»Keine Nacht ist ewig, auch nicht die Todesnacht. Das dürfen wir weiter glauben und hoffen, über die Nacht hinaus. Die biblischen Hoffnungsbilder sind vielfältig. Ängste und Hoffnungen gehen Hand in Hand. Wer einem Sterbenden helfen möchte, hilft ihm auch, wenn das Leben des neuen Tages auch zur Sprache kommt.«
Pfarrer Falk Schöller, Theologischer Vorstand der Graf Recke Stiftung, in seinem Abendsegen.

Christina-Maria Purkert moderierte die Veranstaltung.

»Ich möchte Menschen unterstützen«

Kirsten Ullrich ist seit Juni Fachberaterin im Familien unterstützenden Dienst. Für mehr als 60 Inklusionsbegleiter an Kitas und Schulen ist die Heilpädagogin mit einem Master in Sozialer Inklusion damit erste Ansprechpartnerin, sie vernetzt und berät. Dabei greift die 29-Jährige auf einen bereits jetzt großen Erfahrungsschatz zurück, gesammelt auch in den Townships von Kapstadt.

Von Achim Graf

Jugendliche wollen gemeinhin vieles werden, Kinderärztin oder Profifußballer, Journalistin oder Computerspielentwickler. Für Kirsten Ullrich war das alles überhaupt kein Thema. Sie wollte bereits mit zwölf Jahren nur eines: später mit Menschen arbeiten, die es nicht so gut haben, wie sie selbst. An diesem Plan hat sie seit ihrem Abitur festgehalten, ihren gesamten Studiums- und Berufsweg lang. Seit Juni 2016 ist die 29-Jährige nun Fachberaterin im Familien unterstützenden Dienst (FuD) Nord der Graf Recke Stiftung in Hilden – und hat für diese reizvolle Aufgabe sogar das Ruhrgebiet verlassen.

Dieser Schritt war für Ullrich nicht selbstverständlich. »Ich bin in Gelsenkirchen geboren und aufgewachsen, dort habe ich auch Abitur gemacht. Ich bin ein Kind des Ruhrgebiets«, sagt sie ebenso begeistert wie überzeugt. Und so hat sie nach dem Schulabschluss, ihr Berufsziel klar vor Augen, auch gerne eineinhalb Jahre auf ihren Heilpädagogik-Studienplatz an der Evangelischen Fachhochschule Bochum gewartet. Obwohl, gewartet hat sie weniger, als diese Zeit gut genutzt und in verschiedenen Einrichtungen Praktika gemacht, von der Kita bis zum Wohnheim. »Fast alle in Gelsenkirchen«, meint sie und muss schmunzeln.

Woher die berufliche Überzeugung bei Kirsten Ullrich kommt, ist schnell erklärt: Sie ist mit einem Mädchen mit Down-Syndrom im Bekanntenkreis aufgewachsen. Natürlich sei ihr schon als Kind aufgefallen, dass diese Freundin anders war, erzählt sie. »Meine Mutter hat mir dann ganz nebenbei erklärt, warum sie für manche Dinge eben länger braucht oder Hilfe benötigt.« Erst später, sagt Ullrich, sei ihr bewusst geworden, was Trisomie 21 wirklich bedeutet und wie toll die Freundin von ihrem Umfeld in ihrer Entwicklung gefördert worden sei. »Und da war mir klar: Ich möchte später Menschen wie sie unterstützen.«

Mitten in den Townships von Kapstadt hat Kirsten Ullrich das tatsächlich bereits getan. Dort war sie während des Bachelorstudiums für vier Monate im Praxissemester an einer Tagesstätte für Kinder mit Beeinträchtigung. »So richtig an der Basis, mit großen sozialen Problemen«, erinnert sie sich an diese Zeit. Vor allem auch an die Armut und das, was dort im Township häufig daraus folgt: Drogen, Gewalt, Kriminalität. Und doch war es für Ullrich eine wichtige Erfahrung, wie sie sagt. Sie habe dort gelernt, dass man auch mit wenig Materialien und wenig Geld Kinder fördern könne. »Allein durch Kreativität und Ideen.« Diese Überzeugung hat Kirsten Ullrich zweifellos auch geholfen, als sie später in einer integrativen Kita gearbeitet hat und nach ihrem Master in »Soziale Inklusion: Gesundheit und Bildung« in einer Privatpraxis in die Frühförderung eingestiegen ist.

In ihrer neuen Aufgabe bei der Graf Recke Stiftung kann sie nun von ihren Erfahrungen etwas weitergeben. Insbesondere an 40 überwiegend junge Menschen im Freiwilligen Sozialen Jahr (FSJ) oder im Bundesfreiwilli-

Fachberater gesucht:
Für das wachsende Aufgabengebiet des Familien unterstützenden Dienstes werden aktuell noch zwei Fachberater in Hilden gesucht. Weitere Infos unter
www.graf-recke-stiftung.de/beruf-und-karriere

»Unsere Aufgabe ist es, jeden Betreuungsfall in Kita oder Schule pädagogisch zu begleiten.«

gendienst (BFD), die an Kitas und Schulen förderbedürftige Kinder und Jugendliche unterstützen. Sie machen den größten Anteil der mehr als 60 Inklusionsbegleiter aus, für die Kirsten Ullrich seit Mitte des Jahres als sogenannte »Fachberaterin« die erste Ansprechpartnerin ist. Noch bis Februar 2016 nannte sich ihre Position »Assistentin der Bereichsleitung«, was dem eigenständigen Aufgabengebiet jedoch kaum noch gerecht wurde. Mit der Umbenennung hat die Stiftung auf die veränderten Anforderungen reagiert, mit einer Aufstockung der Stellenzahl auf den enormen Mitarbeiterzuwachs in diesem Feld. Allein im FuD Nord sind neben Ullrich mittlerweile noch vier weitere Fachberaterinnen tätig.

»Unsere Aufgabe ist es, jeden Betreuungsfall in Kita oder Schule pädagogisch zu begleiten«, erläutert Kirsten Ullrich. Vorstellungsgespräche gehören demnach ebenso zu ihrem Tätigkeitsprofil wie die Zusammenarbeit mit Jugend- und Sozialämtern, mit Schulen und Familien. Für Ullrich macht gerade das den Reiz ihres Jobs aus. »Man muss sich auf seinen Gesprächspartner immer wieder neu einstellen«, sagt sie. Mal auf Fachebene zu kommunizieren und mal vor allem auf der menschlichen, wenn sie etwa auf dem heimischen Sofa einer Familie sitzt, das mag sie sehr.

Besonders im Fokus stehen jedoch die Inklusionsbegleiter selbst, die sich in Ullrichs Fall – also im FuD Nord – über Einrichtungen in der ganzen Region verstreuen, »von Ratingen über Düsseldorf bis Langenfeld.« Damit die bisherigen Einzelkämpfer Teil eines Teams werden können, dafür sind sie und ihre Kolleginnen da. Sie koordinieren und vernetzen, geben Tipps und Beratung. Nicht erst in Krisensituationen, sondern im ganz normalen Berufsalltag.

Auch bei dieser Aufgabe genießt die Heilpädagogin wieder die Abwechslung, »weil wir eine total bunte Mischung an Mitarbeitern haben«, wie sie sagt. Mit einer langjährigen Fachkraft müsse sie ganz anders kommunizieren als mit einem Inklusionsbegleiter, der frisch von der Schule kommt. Für viele im FSJ sei es ja der erste Kontakt überhaupt mit der Arbeitswelt. »Da muss man schon öfter mal an Dinge erinnern, an Formulare zum Beispiel oder die Abgabe von Leistungsnachweisen«, berichtet sie lachend. Kirsten Ullrich selbst hat bis Ende des Jahres ebenfalls noch eine wichtige Aufgabe auf dem Zettel: Bis dahin will sie möglichst jeden ihrer Schützlinge persönlich kennengelernt haben. Eine Herausforderung.

Auch privat hat die begeisterte Jazz- und Modern-Tänzerin, die seit ihrer Kindheit bei den Pfadfindern ist und seit Jahren ehrenamtlich im Diözesanverband Essen mitarbeitet, noch Großes vor. Erneut geht es um einen Wechsel, dieses Mal um den des Wohnorts. Der Liebe wegen wird das Ruhrgebietskind tatsächlich Gelsenkirchen in Richtung Köln verlassen. Doch Kirsten Ullrich ist zuversichtlich, dass ihr der Dom bald genauso Heimat bedeuten wird »wie der Blick auf einen Förderturm.« Und näher zu Hilden steht er immerhin auch. //

20

20 Jahre Sozialtherapeutische Wohngruppe für strafmündige Jungen mit sexuell grenzverletzendem Verhalten – was hat sich in zwei Jahrzehnten in diesem Arbeitsfeld der Graf Recke Stiftung verändert? Wie sieht die Zukunft aus? Ein Fachtag beschäftigte sich jetzt mit diesen Fragen.

In einem Podiumsgespräch erörterte die Expertenrunde aus Mitarbeitenden der Sozialtherapeutischen Wohngruppe (STWG) zunächst die Frage nach den Veränderungen, die in den vergangenen 20 Jahren im Arbeitsfeld der Gruppe stattgefunden haben. »In den vergangenen Jahren wurden viele neue Methoden in die Therapie und Pädagogik übernommen, zum Beispiel Methoden zur Persönlichkeitsentwicklung aus der Psychosynthese, erlebnistherapeutische und musische Angebote, Entspannungstechniken oder Konflikt- und Selbstsicherheitstraining«, fasst Frank Moschner, Therapeut in der Gruppe, die Quintessenz dieser Bilanz zusammen: Als neuestes Element sei die Traumapädagogik hinzugekommen. »Dies trägt wissenschaftlichen Erkenntnissen Rechnung, nach denen sexuell übergriffige Jugendliche oftmals selbst Opfer traumatischer Erfahrungen sind«, so Frank Moschner. Dies sei früher aus der pädagogischen und therapeutischen Arbeit weitgehend ausgeklammert worden.

Im therapeutischen Bereich lasse sich beobachten, dass die Arbeit mit und an den Ressourcen der Jugendlichen gegenüber einer rein rückfallvermeidenden Arbeitsweise einen größeren Stellenwert einnimmt als früher, erklärt Frank Moschner weiter. »Rückfallprophylaxe kann und soll jedoch nicht aufgegeben werden, da sie eine notwendige Ergänzung zur Ressourcenarbeit darstellt.«

Elke Krüger, seit 20 Jahren Mitarbeiterin der Graf Recke Stiftung und bei der Gründung der Gruppe als Mitarbeiterin der ersten Stunde dabei, betonte im Podiumsgespräch, dass die Notwendigkeit sexualpädagogischer Maßnahmen in den letzten Jahren gestiegen sei. »Zurückzuführen ist dies auf den negativen Einfluss neuer Medien und vor allem des Internets, das den Jugendlichen fast unbegrenzten Zugang zu pornografischen Inhalten gewährt«, sagte Elke Krüger. »Mit diesen verwirrenden Eindrücken wurden die Jugendlichen in aller Regel allein gelassen. Wir stehen dieser Herausforderung aber gut gerüstet gegenüber.«

Das Angebot der STWG war vor 20 Jahren das einzige Angebot für sexuell grenzverletzende Jugendliche. In den folgenden Jahren wurde das hier erarbeitete Know-how an andere Träger weitergegeben. »Aus allen Teilen Deutschlands und dem benachbarten Ausland kamen Pädagogen und Therapeuten, um in der STWG zu hospitieren«, erinnert sich Elke Krüger. Heute stehe die Gruppe in einem Feld von Mitbewerbern. »Wir sehen dies als Bereicherung und Herausforderung an.«

Neben der Frage nach Veränderung und Entwicklung richteten die Fachtagsteilnehmenden den Blick auch auf das, was sich über die Jahre bewährt habe und deshalb geblieben sei. Die Übernahme von Verantwortung für ihre Delikte durch die Jugendlichen gehöre zu einem zentralen und dauerhaften Element der Arbeit, darüber hinaus »ein hohes Maß an Verbindlichkeit, Klarheit und transparenten Vorgehensweisen ebenso wie das Zusammenwirken von Alltags-, Sexual- und Sportpädagogik sowie Persönlichkeitsentwicklung, Familien- und Deliktherapie«, beschreibt Frank Moschner.

In ihrem Fachvortrag erläuterte die Kriminologin Rita Steffes-enn, dass sich die Arbeit mit sexuell übergriffigen Jugendlichen in einem Spannungsfeld zwischen Stigmatisierung und Hilfsangebot bewegt.

Jahre Sozialtherapeutische Wohngruppe – ein Fachtag

»Dieses Spannungsfeld lässt sich nicht dadurch auflösen, dass man entweder den Jugendlichen ausschließlich als Täter sieht und behandelt oder umgekehrt sich lediglich der Förderung und Beschäftigung mit Ressourcen und gesunden Anteilen widmet«, sagte sie. Ein gewisses Maß an »Stigmatisierung« im Sinne einer Zuschreibung von Verantwortung für die begangenen Taten sei »ebenso unerlässlich wie die stützende Ressourcenarbeit.«

Teamleiter Adam Libera ging bei diesem Fachtag auch auf die Übernahme intensivpädagogischer Einrichtungen des Johanneswerkes in Westfalen durch die Graf Recke Stiftung ein *(siehe auch »kreuz & quer« auf Seite 5)*. Seitens des Vorstands gebe es »ein klares Bekenntnis zum Erhalt aller stationären Angebote in Grünau wie auch in Düsseldorf und Hilden.« Die in der STWG beschäftigten Mitarbeiter begrüßten deshalb jeden Zuwachs an Kompetenz und stünden dem kollegialen Austausch positiv gegenüber. Die stetige Auseinandersetzung mit dem Bewährten und Neuen zeige, so Frank Moschner, dass die Sozialtherapeutische Wohngruppe konzeptionell stets um Weiterentwicklung bemüht sei.

Erste Ideen wurden bereits im informellen Teil des Fachtags ausgetauscht, an dem auch Mitarbeitende aus den neu hinzukommenden Einrichtungen teilnahmen. »Wir sehen die neuen Angebote als Zeichen«, so Frank Moschner, »dass die Arbeit mit sexuell auffälligen Kindern und Jugendlichen in der Graf Recke Stiftung auch zukünftig ein Zuhause haben wird.« //

Mittleres Bild von links nach rechts: Frank Moschner, Ursula Jäger, Elke Krüger, Adam Libera und Moderator Dietmar Redeker beim Fachtag in der Graf Recke Kirche.

Kriminologin Rita Steffes-enn sprach über das Spannungsfeld zwischen Stigmatisierung und Hilfe für sexuell übergriffige Jugendliche.

Eines wollte Wolfgang Heinemann nicht: Musikinstrumente sponsern, die dann doch nur unbenutzt im Abstellraum landen. Dabei ist dem Pfarrer im Ruhestand musikalische Förderung Kinder und Jugendlicher eine Herzensangelegenheit – aber wirklich ankommen soll sie, wirksam und ganz individuell. Dazu hat er in den letzten vier Jahren fast 20.000 Euro an den Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung* gegeben. Nun hofft er, dass die Projekte künftig auch ohne seine Unterstützung weitergehen.

Von Roelf Bleeker

Wolfgang Heinemann hat selbst eine Fortbildung zum Rhythmikpädagogen absolviert. Ihm ist bewusst, wie sehr Sinneswahrnehmungen durch Bewegung und Musik gefördert werden, dass sie Menschen in jedem Lebensalter ansprechen. »Es geht gar nicht in erster Linie ums Erlernen eines Instrumentes«, sagt er. »Das Instrument ist nur der Weg zur Sensibilisierung der Sinne. Und das wiederum wirkt bildend und persönlichkeitsfördernd.«

Den Kontakt zur Graf Recke Stiftung fand Wolfgang Heinemann über deren früheren Theologischen Vorstand und heutigen Diakonie-Präsidenten Ulrich Lilie aus ihrer gemeinsamen Zeit am Evangelischen Krankenhaus in Düsseldorf. »Ich war damals dort Pfarrer, Herr Lilie hatte im Krankenhaus eine Sonderdienststelle.« Auch später seien sie sich immer wieder über den Weg gelaufen. Und weil Wolfgang Heinemann sich gerne engagieren wollte, hat Ulrich Lilie den Kontakt zu Dimitra Georgiou, Fachaufsicht im Geschäftsbereich *Erziehung & Bildung*, hergestellt.

Auch Dimitra Georgiou erinnert sich an den ersten Kontakt mit Wolfgang Heinemann: »Sie haben ganz klar gesagt, dass wir für Ihre Spenden keine Instrumente kaufen sollen, die nur in der Ecke liegen, sondern dass die musikalische Förderung beim Kind ankommen muss.« Dazu wurden Multiplikatoren geschult, die individuell mit den Kindern und Jugendlichen arbeiten. »Was mich besonders freut ist, wenn es Kooperationspartner gibt«, sagt Wolfgang Heinemann. Zum Beispiel die Musikschule Hilden: Dort erhalten viele Kinder aus den Wohngruppen der Graf Recke *Erziehung & Bildung* jetzt Unterricht in Gesang oder am Schlagzeug. Die Musiklehrer kommen auch zu den Kindern in die Einrichtung, berichtet Dimitra Georgiou, »weil manche Schwierigkeiten haben, in öffentliche Einrichtungen zu gehen«. Dann finden die Unterrichtsstunden in der Hildener Aula mit Freizeitpädagogin Gerda Falkenstein statt. »Das Ergebnis ist auch alljährlich in Hilden auf der Bühne zu sehen«, verweist Dimitra Georgiou aufs große Sommerfest in Hilden, das vielen Kindern und Jugendlichen die Möglichkeit gibt, ihr Erlerntes vor großem Publikum zu zeigen.

Eines zog das andere nach sich. Schnell entstanden weitere Ideen, die Wolfgang Heinemann gern den Mitarbeitenden vor Ort überließ. »Was im Einzelnen passiert, das habe ich nicht vorgegeben.« Finanziert wurde unter anderem ein Fortbildungstag für Mitarbeitende in Hilden, ein Hip-Hop-Projekt im Rahmen des Kulturrucksacks des Landes NRW sowie die Teilnahme am Projekt »Jedem Kind ein Instrument«. Es gab einen Trommelworkshop für eine Gruppe und individuellen Unterricht für Kinder und Jugendliche aus verschiedenen Gruppen. Aber auch dabei gehe es nicht darum, einem Kind, so Wolfgang Heinemann, »Gitarrenunterricht für immer und ewig« zuzumuten. Denn es gehe ja nicht ums Instrument im eigentlichen Sinne, sondern der Weg sei das Ziel, betont der 63-Jährige: »Begabungen, Kreativität und Fähigkeiten herausstellen und fördern.«

Wolfgang Heinemann wird auch im kommenden Jahr noch einmal finanziell unterstützen. »Es wäre schade, wenn es dann ausläuft.« Warum er sich so engagiert? »Es ist mir wichtig, dass ich Rückmeldung erhalte, nicht anonym irgendwo hin gebe. Und das ist ja nicht selbstlos! Ich habe viele persönliche Kontakte gewonnen und meinen eigenen Horizont dadurch sehr erweitern können.« //

»Privatlehrer, voll cool!«

Einer derer, der von Wolfgang Heinemanns Spenden profitiert, ist Sven Schwinn: Der junge Mann aus der Wohngemeinschaft Kompass in Düsseldorf-Wittlaer spielte schon eine Weile Gitarre, »selbst beigebracht«. Jetzt bekommt er Unterricht.

Seit zwei Jahren hat Sven Schwinn eine eigene Gitarre. Zunächst übte er für sich, ein Erzieher, damals in der Wohngruppe Duisburg-Marxloh, zeigte ihm ein paar Griffe. Zwischendurch machte Sven immer wieder Pausen, da hatte er »keinen Bock.« Doch er lernte einige einfache Akkorde und konnte schon das eine oder andere einfache Stück auf seinem Instrument umsetzen.
Dann kam Kompass-Teamleiterin Kerstin Sittig auf den 17-Jährigen zu und berichtete von der großzügigen Spende von Wolfgang Heinemann. Er, Sven, spiele doch schon Gitarre, ob er nicht Unterricht nehmen wolle, fragte Kerstin Sittig. Und Sven sagte sich: »Ich kann das ja mal ausprobieren.« Und er dachte auch: »Privatlehrer, voll cool!« Nun fährt er regelmäßig zum Unterricht nach Düsseldorf-Lohausen und lernt neue Möglichkeiten auf seinem Instrument kennen. »Ich kann auf jeden Fall besser die Tonleiter spielen, das konnte ich vorher nicht, und auch ein bisschen Popsongs, die schon schwieriger sind, oder Blues.«
Sven Schwinn spielt in erster Linie für sich, »aber vielleicht gehe ich auch mal in eine Band«. In der Schulband der Schule der Graf Recke Stiftung ist er schon. »Wäre doof, wenn nicht, ne?« Da spielt er meist Bass. »Das ist ja wie eine Gitarre mit dickeren Saiten.« Er hatte auch mal einen Auftritt bei der Verabschiedung seines früheren Schulleiters – »ein Medley und ›knockin on heavens door‹«. Da spielte er vor immerhin 20 Leuten, das sei schon aufregender gewesen. »Wenn man sich da verspielt, muss man einfach weiterspielen«, erklärt Sven. »Da darf man nicht lachen.«
Was ist Sven wichtig an der Musik?
»Mit Musik kann man Emotionen ausdrücken, die man sonst nicht ausdrücken kann.«
Manchmal komponiert er auch kleine Stücke selbst. Seine Mitbewohner finden Svens Gitarrenspiel übrigens »okay – solange ich nicht abends spiele…« // *Roelf Bleeker*

Unterstützer gesucht:
Wer die Musikprojekte unterstützen möchte, wendet sich an Dimitra Georgiou unter der Telefonnummer 0211. 9407 124.
Infos rund ums Thema Spenden und sonstige Unterstützung gibt es unter www.graf-recke-stiftung.de/spenden

Der Weg ist das Ziel

Erfüllend, sinnvoll, sozial

Linda Podolská kam übers Mittelalter nach Deutschland. In ihrem Leben hat sich dadurch vieles verändert. Die Grafikdesignerin möchte künftig im sozialen Bereich arbeiten. Zur Vorbereitung auf eine entsprechende Ausbildung macht sie jetzt ihren Bundesfreiwilligendienst im Sozialpsychiatrischen Verbund der Graf Recke Stiftung.

Vor fünf Jahren lebte Linda Podolská in Tschechien und arbeitete in ihrem gelernten Beruf als Grafikdesignerin. Heute wohnt sie mit ihrem Freund in Düsseldorf, hat eine kleine Tochter und macht ihren Bundesfreiwilligendienst (BFD) im Sozialpsychiatrischen Verbund der Graf Recke Stiftung. Die letzten drei Jahre war sie in Elternzeit, während der Elternzeit hat sie verschiedene Praktika gemacht, vor allem im Bereich Gestaltung für visuelles Marketing, bevor sie auf die soziale Schiene wechselte. »Ich wollte nicht mehr mit Computern arbeiten, sondern lieber mit Menschen«, sagt sie.

Nachdem sie zuvor in einem Wohnheim und in der Arbeitstherapie des Sozialpsychiatrischen Verbunds hospitiert hatte, entschied sie sich für den BFD bei der Graf Recke Stiftung. »Ich möchte hier lernen und meine Menschenkenntnisse weiterentwickeln.« Hospitiert hatte sie zuvor auch in Kindergärten, »aber das hat mir nichts Neues gebracht, das war dem Alltag mit meiner Tochter zu ähnlich«, lacht sie.

Nach Deutschland gekommen ist Linda Podolská über ihr Hobby: »Ich bin früher oft am Wochenende aus Tschechien zu Mittelaltermärkten gefahren, um dort zu arbeiten.« In ihrer Heimat hatte sie einen Künstler kennengelernt, der in Städten in ganz Deutschland ein altes Karussell aufbaute und Armbrustschießen für Kinder anbot. Drei Jahre lang begleitete sie ihn auf seinen Touren über die Märkte. In Wuppertal hat sie dann auf dem Weihnachtsmarkt ihren heutigen Freund und Vater ihrer Tochter kennengelernt.

Jetzt begleitet sie Menschen in der Arbeitstherapie, genauer gesagt, in der Industriemontage. »Ich bereite mich damit auf meine Ausbildung vor«, erzählt Linda Podolská. Den sozialen Bereich findet sie »erfüllend, ich kann Menschen auf vielseitige Weise unterstützen und fördern.« Sie ist erst seit Kurzem dabei, aber hat schon gemerkt, wie sie den Klienten in der Arbeitstherapie helfen kann: »Wenn es jemandem schlecht geht, reden wir.« Das kann zumindest in der aktuellen Situation entlasten. Über die Arbeit mit psychisch erkrankten Menschen habe sie sich vorher informiert, aber im direkten Kontakt sei es dann anders als in der Theorie. Eines gilt aus ihrer Sicht jedoch für alle: »Jeder Klient ist einzigartig.« // *Roelf Bleeker*

»Ich wollte nicht mehr mit Computern arbeiten, sondern lieber mit Menschen.«
Linda Podolská, »Bufdi« im Sozialpsychiatrischen Verbund

Fragt man Ann-Kathrin Meissner, warum sie ihr Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) im Sozialpsychiatrischen Verbund macht, bekommt man mehr als nur eine Antwort. Klar ist aber, dass sie mit ihrer Entscheidung zufrieden ist.

Es war an meinem dritten Tag hier, als ein Klient zu mir kam und mir von seinen Ängsten erzählte«, berichtet Ann-Kathrin Meissner. »Diese Offenheit hat mich schon überrascht, aber nicht wirklich geschockt.«

Ann-Kathrin Meissner hat gleich nach dem Abitur ihr FSJ im Bereich Arbeits- und Ergotherapie des Sozialpsychiatrischen Verbunds begonnen. Für das FSJ werden ihr zwei Wartesemester angerechnet.

»Ich möchte Medizin oder Psychologie studieren«, sagt sie. Das Freiwillige Soziale Jahr kann ihr Klarheit bei der Entscheidung bringen, wo demnächst ihr beruflicher Schwerpunkt liegt. Zu Menschen mit psychischen Erkrankungen habe sie vorher noch keinen engeren Kontakt gehabt, nun hat sie aber schon nach zwei Monaten einen guten Zugang gefunden.

Zuvor hat die 18-Jährige bereits andere Erfahrungen gesammelt. »Von der Schule aus habe ich Praktika im Altenheim und im Kindergarten gemacht.« Auch ein außerschulisches Praktikum im Bereich Architektur hat sie ausprobiert. »Altenheim und Kindergarten haben mir gut gefallen, ich wollte aber noch was anderes ausprobieren«. Was sie sicher nicht möchte, ist ein Bürojob. »Ich möchte etwas Sinnvolles tun. Ich möchte später sagen können: Ich habe Gutes getan.« Die Idee, Medizin zu studieren, stammt tatsächlich aus einer amerikanischen Fernsehserie. »Die Chirurgen darin haben mich beeindruckt.« Die Praxis sieht sie natürlich komplexer: »Ich möchte lernen, wie man vielschichtige psychische Erkrankungen auch auf biologischer Basis besser verstehen kann. Das ist wichtig, beispielsweise um Medikamente dagegen zu finden.« In naturwissenschaftlichen Fächern war Ann-Kathrin Meissner immer gut – Bio-Leistungskurs, sagt sie.

Während ihres freiwilligen Jahres möchte sie die Menschen in der Ergo- und Arbeitstherapie motivieren: »Viele wissen nicht, was sie machen können oder haben wenig Antrieb. Dann muss ich mit den Klienten Sachen finden, an denen sie Spaß haben.« Ann-Kathrin Meissner unterstützt, begleitet, motiviert. »Eine sinnvolle Beschäftigung«, sagt sie, »kann helfen, mit Ängsten besser umzugehen.«

Ann-Kathrin Meissner gestaltet ihre Freizeit selbst gerne aktiv: Sie lernt Standardtanz in der Tanzschule. Angefangen habe das vor etwa drei Jahren mit Freunden als Vorbereitung auf den Abiball. Die Begeisterung ist geblieben: »Ich möchte Mitglied in einem Tanzclub werden!« // *Roelf Bleeker*

»Es ist oft nur ein kleiner Teil, der bei diesen Menschen anders ist.«
Ann-Kathrin Meissner, FSJ-lerin im Sozialpsychiatrischen Verbund

Keiner plant in seinem Leben eine psychische Erkrankung ein«, sagt Andreas Kernchen. Menschen rechnen mit zunehmendem Alter damit, körperlich abzubauen. Aber wer keine Berührungspunkte mit Psychosen hatte, der denkt nicht daran, dass er an der Seele erkranken könnte.

Bei Andreas Kernchen war das nicht anders. Der 51-Jährige, in Dortmund aufgewachsen, stand mitten im Leben. Nach der Realschule und seiner Ausbildung zum Chemiefacharbeiter machte er sein Fachabitur. »Ich wollte Entwicklungshilfe im Bereich Agrarwirtschaft leisten.« Doch Andreas Kernchen änderte seine Pläne der Liebe wegen und zog 1989 ins Rheinland. Dort fand er eine Arbeitsstelle bei Henkel. Schichtarbeit. »Davon wollte ich aber bald weg.« Andreas Kernchen ging in die Meisterschule. Sein Sohn wurde geboren. In der kleinen Familie begann es zu rumoren. Dem jungen Vater wurde alles zu viel. Schichtarbeit, Meisterschule, ein kleines, schreiendes Kind. Im Sommer 1993 der totale Zusammenbruch. Andreas Kernchen wurde »akut eingewiesen«, blieb drei Wochen in der Psychiatrie. Da war sie, »die Krise«, wie er sie nennt. Diagnose: Schizophrenie.

Schizophrenie. Viele verbinden diese Krankheit mit dem Begriff Persönlichkeitsspaltung. Doch damit hat diese Krankheit nicht viel zu tun. Auch wenn es im Falle von Andreas Kernchen durchaus etwas gibt, das man als »Persönlichkeitsspaltung« bezeichnen könnte: Andreas Kernchens Leben drohte zu zerfallen. Und es zerfiel – im Nachhinein betrachtet – in zwei Teile: vor der Krise und danach.

Andreas Kernchen arbeitete sich nicht einfach aus der Krise heraus. Er nutzte sie für eine totale Neuausrichtung in seinem Leben.

Auf die Frage, ob er sich tatsächlich in seiner Persönlichkeit verändert habe sagt Andreas Kernchen: »Ich war früher auf keinen Fall so sozial wie jetzt. Ich war schon auch empfindsam, hatte ein Gefühl für andere Leute, aber nicht in der Konsequenz wie heute, mit der ich diesen kirchlich-sozialen Weg gehe.«

Doch das Leben ist kein Film, und da, wo der Regisseur den Schnitt wählen würde, um die eindrucksvolle Wandlung des Andreas Kernchen in Szene zu setzen, folgte für den damals 27-Jährigen erst einmal eine lange, schwierige Zeit. In den drei Wochen auf der Akutstation gestand er sich langsam ein: »Ich muss mich behandeln lassen.« Dann ging es doch ziemlich schnell. Zu schnell.

Andreas Kernchen versuchte die berufliche Wiedereingliederung, schon vier Monate nach Entlassung. »Aber das war zu früh, es funktionierte nicht.« Beruflich in der Sackgasse, privat ebenso: Freundinnen rieten seiner Frau, »den Andreas zu verlassen, der wird nie wieder arbeiten«, berichtet Andreas Kernchen. So kam es: Scheidung nach acht Jahren Beziehung und fünf Jahren Ehe. Ehe kaputt, kaum Kontakt zum Kind, berufliche Wiedereingliederung gescheitert, Wohnung weg.

»Ich habe ein Jahr vor mich hin vegetiert und bei 30 Grad mit einer Decke überm Kopf im elterlichen Wohnzimmer gelegen.« Auch mit dem Rauchen habe er angefangen, sagt Andreas Kernchen. Das ist für ihn keine Kleinigkeit. Der heute recht schwer wirkende 51-Jährige ist früher Marathon gelaufen und sogar Triathlet gewesen, war durchtrainiert und legte großen Wert auf seine körperliche Fitness.

Doch jetzt kämpfte Andreas Kernchen um seine seelische Gesundheit. Schritt für Schritt fand er zurück in die Spur, half seinem Vater in dessen Radio- und Fernsehgeschäft, TV-Geräte zu schleppen. (»Die waren noch schwer damals!«) Dann ging Andreas Kernchen ins BTZ, das Berufliche Trainingszentrum, und anschließend machte er eine Umschulung zum Industriekaufmann im Berufsförderungswerk Dortmund. »Das hat gut geklappt, das hätte niemand gedacht, als ich dann wieder bei Henkel angeklopft habe. Ich kam wieder klar!« Er war nun im kaufmännischen Bereich tätig und zurück im Berufsleben. Dass er im Laufe der nächsten Jahre noch vier Mal psychotisch erkrankte, erzählt er heute mit einer gewissen Gelassenheit – »2002 das letzte Mal, ansonsten gibt es Phasen, die nicht so gut waren, mit leichter depressiver Verstimmung, aber ich bin gut klar gekommen.« Im Juni hat Andreas Kernchen wieder geheiratet, seine Frau hat eine 16-jährige Tochter und an seinem 50. Geburtstag ist er auch noch Opa geworden.

Hier könnte die Geschichte enden. Happy End. Abspann.

Aber das Leben geht weiter, im Guten wie im Schlechten. So ist Andreas Kernchens Verhältnis zu seinem Sohn und dessen junger Familie nicht völlig ungetrübt. »Es ist nicht einfach zu vermitteln, dass meine Krankheit eine normale Sache ist, mit der man leben kann, darf und sollte«, sagt Andreas Kernchen. Psychische Erkrankungen sind heute zwar kein Tabu mehr, aber gerade Menschen, die sich mitten im Leben wähnen, haben oft das Bedürfnis, sich dagegen abzugrenzen.

Und spätestens hier beginnt die Geschichte des neuen, des »kirchlich-sozialen« Andreas Kernchen. Denn die Geschichte ist auch deshalb nicht zu Ende, weil er nun bewusst ein neues Kapitel aufschlägt.

Seit etwa 15 Jahren engagiert er sich im Psychose-Forum für die Selbsthilfearbeit und in dem von ihm gegründeten Anti-Stigma-Projekt. Auf Verbandsebene ist er aktiv im Fachverband Deutsche Gesellschaft für soziale Psychiatrie und seit fast zehn Jahren im Vorstand der regionalen Rheinischen Gesellschaft für soziale Psychiatrie. Auch im Berufstrainingszentrum, in dem Andreas Kernchen damals seinen beruflichen Wiedereinstieg vorbereitete, hielt der frühere Dortmunder Vorträge darüber, wie man mit einer psychischen Erkrankung leben kann, ob und wie man sich outen sollte im Beruf. Zurzeit bildet er sich per Fernstudium zum Seelsorger fort. »Ich habe immer versucht, vernetzt zu denken«, sagt er. Er will psychisch erkrankten Menschen konkrete Orientierung geben: »Die Hilfesysteme sind da«, sagt er, »aber man muss sich darin auch zurechtfinden.«

»Man kann und sollte sich als psychisch Erkrankter der Gesellschaft zumuten.«

Bei allem, was er tut, ist Andreas Kernchens Haltung: »Man kann und sollte sich als psychisch Erkrankter der Gesellschaft zumuten.« Er will den Kreislauf von Fremd- und Selbststigmatisierung durchbrechen. Im Rahmen der Anti-Stigma-Arbeit haben seine Mitstreiter und er seit 2003 über 150 Schulprojekte in Düsseldorf und Umgebung begleitet. Sie gehen auch in Betriebe, Gemeinden oder Altenkreise. Ihre Botschaft: »Mit psychischen Erkrankungen kann man leben, das ist kein Todesurteil.« Das Leben

Andreas Kernchen – eine Zumutung

Man könnte sagen, es gibt zwei Andreas Kernchen. Zumindest gibt es im Leben von Andreas Kernchen ein Vorher und ein Nachher. Der entscheidende Wendepunkt war ein Tag im Jahr 1993, als »die Krise« kam. Andreas Kernchen hat sie überwunden, sein Handicap in den Griff bekommen. Heute hilft er anderen dabei und arbeitet an einer Willkommenskultur für Menschen mit psychischen Erkrankungen.

Von Roelf Bleeker

vergleicht er mit einer Baustelle: »Man kriegt die Schippe in die Hand und muss auf der Baustelle namens Leben arbeiten.«

Manche mehr als andere.

Doch Arbeit kann Spaß machen. So wie die, die Andreas Kernchen seit Mai 2016 macht. Mit einer halben Stelle ist er im Projekt »Miteinander inklusiv« des Sozialpsychiatrischen Verbunds der Graf Recke Stiftung tätig. Die Stiftung ist im Düsseldorfer Stadtteil Grafenberg einer von fünf Modellstandorten der Diakonie Deutschland. Ziel des Projekts ist ein Mehr an Akzeptanz und Teilhabe für psychisch erkrankte Menschen. Dazu soll im Stadtteil Austausch, Aufklärung und Offenheit ermöglicht werden. Eine Aufgabe wie gemacht für Andreas Kernchen.

Begeistert berichtet er von seiner Arbeit. Heute Mittag trifft sich wieder das Projektteam mit der Belegschaft. Dann vermitteln Kernchen und seine Kollegen den Mitarbeitenden des Sozialpsychiatrischen Verbunds ihre Botschaften, damit diese auch bei den Bewohnern und Klienten ankommen. Morgen tagt der Projektbeirat und plant weitere Stadtteilaktionen. Im Januar wieder ein Meilenstein im Projekt; dann stellt das Projektteam in Berlin den Zwischenstand vor. Andreas Kernchen hat eine Idee für einen »bespielbaren Erlebnisraum« für die Präsentation. Darin geht es darum, wie die Belegschaft in die Projektarbeit involviert ist, wie sehr das Projekt, so sagt Andreas Kernchen, »in den Herzen ankommt.« Im Stadtteil kooperiert die Stiftung mit den Kirchengemeinden, einer Buchhandlung oder dem Tischtennis-Spitzenclub Borussia Düsseldorf. Für den nächsten Sommer ist ein großes Stadtteilfest geplant – zusätzlich zu den regelmäßigen Sommerfesten und Weihnachtsmärkten, zu denen der Sozialpsychiatrische Verbund schon seit Jahren aufs Gelände einlädt.

Und das alles wirkt, beobachtet Andreas Kernchen. »Die Klienten kommen selbst so stark in Bewegung, dass sie aus eigenem Antrieb vorschlagen, beim nächsten Fest an einem eigenen Stand Produkte aus der Arbeitstherapie zu verkaufen.« Das ist alles andere als eine Kleinigkeit, betont Andreas Kernchen, dass diese Idee nicht vom Betreuer ausgeht, sondern von den Klienten selbst.

Andreas Kernchen sagt heute über seine Erkrankung: »Sie ist wie ein Rucksack, in die Gott mir Sachen rein gegeben hat. Und wenn ich jetzt hier beispielsweise für das Projekt unterwegs bin, kann ich die auspacken. Ich kann das nutzen, was passiert ist. Darüber bin ich heilfroh.«

Sich der Gesellschaft zumuten will Andreas Kernchen weiterhin. Das tut er mit Leidenschaft, um anderen zu helfen und zu zeigen, dass eine psychische Erkrankung nicht das Ende ist.

Angesichts der Geschichte von Andreas Kernchen könnte man sogar meinen, das Gegenteil sei der Fall. //

Erst Metzgerin, bald Altenpflegerin

Milena Jaklic hat einen ungewöhnlichen Lebenslauf. Einst arbeitete sie im Schlachthof, mit Mitte 30 entschied sie sich für einen radikalen Neuanfang und arbeitet nun im Seniorenzentrum Dorotheenpark in Hilden. Schon lange sei sie beruflich nicht mehr so glücklich gewesen, sagt sie. Und ein paar ihrer charakterlichen Eigenschaften sind sogar für beide Berufe ganz nützlich.

Von Achim Graf

Wenn man Frau Bangel über ihre Erfahrungen mit Milena Jaklic befragt, kommt die 88-Jährige richtig ins Schwärmen. Eine »ganz, ganz Liebe« sei diese, sagt die Seniorin dann. Sie erzählt von deren offenem Wesen und der freundlichen Art. »Und manchmal nimmt sie mich sogar in den Arm«, sagt Frau Bangel und lächelt dabei dankbar. Milena Jaklic wirkt nur ein klein wenig verlegen, wenn sie so etwas über sich hört. Denn in solch einem Moment weiß sie wieder, warum sie sich mit Mitte 30 für einen beruflichen Neuanfang entschieden hat. »Ich habe diesen Schritt keinen Tag bereut«, sagt sie und strahlt.

Der Schritt allerdings war durchaus radikal. Mit 35 Jahren steht Milena Jaklic kurz vor ihrem Examen als Altenpflegerin, sie besucht derzeit die Berufsakademie in Mettmann und erhält ihre Praxisausbildung im »Haus Buche« des Dorotheenpark Seniorenzentrums der Graf Recke Stiftung in Hilden. Zugleich ist Jaklic nicht nur alleinerziehende Mutter von drei Kindern zwischen 9 und 18 Jahren. Sie ist auch gelernte Metzgerin, hat lange in ihrem Lehrberuf gearbeitet. Was für Außenstehende befremdlich klingen mag, ist für sie aber gar nicht so weit voneinander weg. »Ich bin jemand, der anpackt, das kann ich in beiden Jobs gut gebrauchen«, sagt sie in ihrer ebenso fröhlichen wie pragmatischen Art.

Ihr erster Beruf war der Langenfelderin quasi in die Wiege gelegt worden. Der Vater war Metzger, die Mutter Fleischereifachverkäuferin. »Ich habe meine Fühler gar nicht erst ausgestreckt. Es gab für mich gar nichts anderes«, erklärt sie ihre damalige Berufswahl. Dass sie während der Ausbildung zum ersten Mal schwanger wurde, hat sie von ihrem Ziel ebenso wenig abhalten können wie die durchaus blutigen Erfahrungen in Schlachthöfen. »Natürlich«, sagt sie, »da muss man hart im Nehmen sein.« Dass sie das zweifellos ist, schwingt in ihrer Aussage gleich mit. Und nützt ihr auch heute.

So wie die Eltern ihre erste Karriere beeinflusst haben, so entscheidend waren sie auch an der zweiten beteiligt; der Vater auf eher tragische Weise. Als dieser nämlich schwer krank wurde, übernahm hauptsächlich die Tochter seine Pflege. »Sieben Jahre lang habe ich mich um ihn gekümmert, bin mit ihm von Klinik zu Klinik, von Therapie zu Therapie.« Doch was mancher Angehörige als eher belastend empfindet, hat Milena Jaklic erfüllt. »Er hat mir den Blick auf meinen zweiten Beruf geöffnet«, sagt sie über ihren Vater heute. Kurz vor seinem Tod habe er sie noch darin bestärkt, diesen Weg weiterzugehen.

Dankbar ist die 35-Jährige auch ihrer Mutter, die immer wieder auf ihre beiden kleineren Kinder aufpasst, und für die Unterstützung durch das Arbeitsamt. Somit konnte sie sich ihren Wunsch von der Umschulung tatsächlich erfüllen. Ein Praktikum im benachbarten »Haus Linde« hatte sie zuvor endgültig darin bestärkt. »Das ist dein Ding«, habe sie damals gemerkt, erzählt sie. »Berührungsängste hatte ich von Anfang an keine. Alle Bedenken, die ich hatte, waren weg. Ich habe das Team wie eine Familie empfunden.«

»Berührungsängste hatte ich von Anfang an keine.«

Im »Haus Buche« geht es der Spätberufenen jetzt genauso, sie habe wunderbare Kolleginnen und Kollegen, ihr Praxisanleiter Matthias Schulze mache das auch »ganz toll«, erzählt sie. Und so lässt sie sich nun mit Begeisterung etwa in die Grundpflege einführen, in die Ärztekommunikation oder die Pflegeplanung. Auch der Schichtbetrieb und die Prüfungsvorbereitungen seien kein Problem, versichert sie. »Ich war beruflich schon lange nicht mehr so glücklich«, sagt sie und fängt an zu lachen. »Ich habe mit 35 einen Schülerausweis. Das ist doch genial.«

Dass es auch belastende Momente gibt, verschweigt die angehende Altenpflegerin aber keineswegs. Angehörigenarbeit empfindet sie zuweilen als schwierig, diesen immer gerecht zu werden, ihnen ihre Ängste zu nehmen. »Da kriegt man schon mal Frust ab.« Viel leichter falle ihr hingegen, Menschen mit Demenz zu betreuen »Auch wenn vielleicht jeden Tag die gleichen Fragen und Sorgen kommen. Das sind für den Betroffenen echte Gefühle, die ich zu respektieren habe.«

Überhaupt die Sache mit den Gefühlen. Man komme als Altenpflegerin den Leuten sehr nah, sagt Milena Jaklic. Zwei Menschen, die ihr ans Herz gewachsen waren, hat sie in ihrer Zeit im »Haus Buche« schon verloren. »Das ist sehr schwer. Doch immerhin war ich ein Teil ihres letzten Weges.« Wichtig sei allerdings, dass man diese Emotionen nicht mit nach Hause nehme, sie könne das nach Feierabend wirklich gut abschütteln. Dann geht die Naturliebhaberin gerne mit ihren Hunden raus oder sammelt im Herbst Kastanien mit der jüngsten Tochter. Wenn sie wirklich einmal Ruhe braucht, setzt sie sich Kopfhörer auf und hört klassische Musik oder Jazz. »Dabei lasse ich mich treiben.«
So gelingt es Milena Jaklic eigentlich immer, ihre Lockerheit zu behalten – und wieder in den Berufsalltag mit einzubringen. »Manchmal tanzen wir dann im Speisesaal«, verrät sie mit einem Grinsen. Albern findet sie eine solche Aktion keineswegs. »Im Seniorenheim, wo es auch viel Kummer gibt, ist jedes Lachen umso kostbarer«, glaubt sie. Und die Senioren, von denen die meisten Maria zu ihr sagen, weil sie sich ihren dritten Vornamen leichter merken können, geben ihr und ihrer Art ja auch Recht. »Was die Bewohner mir zurückgeben und anvertrauen, das erfüllt mich mit Stolz und Ehrfurcht«, sagt sie.

Gibt es also wirklich nichts, was es an der quirligen 35-Jährigen mit italienischen Wurzeln im neuen Beruf auszusetzen gäbe? Frau Bangel denkt nach, es will ihr aber nichts einfallen. »Doch«, sagt sie dann plötzlich. »Dass sie so oft in der Berufsschule ist und nicht bei uns, das ist nicht schön.« Nach dem Examen 2017 könnte sich aber selbst das noch ändern. //

Der Chefkoch mit dem Biker-Herz

Wenn Hans-Hermann Kohlrusch nicht am Herd steht, ist er sozusagen auf der Straße zuhause. Denn als leidenschaftlicher Motorradfahrer sitzt der Koch nicht gern auf dem Sofa, sondern lieber im Sattel seiner BMW 1200 GS.

Von Sabine Voiges

»Der Kontakt zu den Bewohnern ist mir wichtig.«

Noch ist Hans-Hermann Kohlrusch als Küchenleiter im Haus Berlin in Neumünster ständig im Einsatz. Im Seniorenheim der Graf Recke Stiftung in Schleswig-Holstein sorgt er seit 2005, gemeinsam mit seinem 15-köpfigen Team, für die Verpflegung der 180 Bewohner. Zurzeit arbeitet er allerdings schon seinen Nachfolger ein. Denn der 62-Jährige wird zum Jahresende in den wohlverdienten Ruhestand gehen. Elf Jahre war er hier tätig und Hans-Hermann Kohlrusch sagt: »Auf meinem beruflichen Weg war das Haus Berlin nicht nur meine letzte Station, sondern auch ein herausragender Arbeitgeber für mich.«

Und Hans-Hermann Kohlrusch gibt diesem Arbeitgeber reichlich zurück: Sein Können als Koch stellt er jeden Tag unter Beweis. Abwechslungsreich, bodenständig und mit viel Fantasie gestaltet er die Menüs. Und jeden Mittag geht er selbst mit in den Speisesaal, um zu servieren. »Der Kontakt zu den Bewohnern ist mir wichtig. Von ihnen bekomme ich sofort eine Rückmeldung, ob es schmeckt. Und wenn es an den Tischen heißt, es könne ruhig wieder einmal Rübenmus geben, versuchen wir diesen Wunsch zu erfüllen«, erzählt er. Insbesondere gelte dies natürlich für die schwerstkranken Bewohner. »Ganz egal, ob es ein Pudding oder eine bestimmte Speise sein soll. Für diese Menschen machen wir alles möglich«, so Kohlrusch.

Aber auch der »spitze Bleistift« für den Einkauf und die Kalkulation ist bei dem gebürtigen Lüneburger, der seinen Küchenmeister während seiner Dienstzeit bei der Bundeswehr ablegte, in guten Händen. Denn bei einem Tagesbudget von 4,87 Euro pro Person gilt es, mit großer Umsicht zu wirtschaften. »Von diesem Geld bereiten wir Frühstück, Mittagessen, die Kaffeestunde und das Abendessen zu. Außerdem müssen sämtliche Getränke davon bezahlt werden«, zählt er auf. Aber mit guter Planung und ein bisschen Verhandlungsgeschick im Umgang mit den Lieferanten sei dieses Problem immer noch beherrschbar. Und außerdem muss man natürlich exakt nach Rezept kochen können, meint er augenzwinkernd.

Überhaupt ist der Wahl-Bad Bramstedter ein gelassener Charakter, den so schnell nichts aus der Ruhe bringt. Das gilt bei seinen Freizeitaktivitäten, zu denen Bogenschießen und Schwimmen zählen, ebenso wie für die Touren, die er mit dem Motorrad unternimmt. Diese führten den leidenschaftlichen Zweiradfan bereits durch ganz Deutschland. Aber gemeinsam mit Freunden geht es auch schon einmal bis Italien oder auf die Insel Mallorca. Einen großen Traum hat der zukünftige Ruheständler allerdings noch. »Mit dem Motorrad durch Neuseeland fahren. Das wäre schon großartig«, verrät er und fügt schmunzelnd hinzu: »Aber darauf muss ich noch ein bisschen sparen.« //

Ein Portrait des Nachfolgers von Hans-Hermann Kohlrusch findet sich in unserem Jahresheft 2016, das im Januar 2017 erscheint.

Menschen in Bewegung bringen

Eigentlich ist Cornelia Schlick Sonderpädagogin. Doch seit 20 Jahren widmet sie sich nun schon der Motopädagogik. Und seit zehn Jahren stehen dabei die Senioren für die Lehrerin im Mittelpunkt.

Von Sabine Voiges

Ich habe mich immer für psychomotorisch auffällige Kinder interessiert«, erzählt Cornelia Schlick, Leiterin der IBAF-Fachschule für Motopädagogik in Neumünster. Schon früh habe sie über einen Sportverein deshalb spezielle Gruppenangebote gemacht und Übungen entwickelt.

Über die Zeit und das eigene Erleben rückten jedoch in ihrer Mobilität eingeschränkte Erwachsene für die Motopädagogin immer mehr in den Fokus. »Ich habe mir vor Jahren überlegt, wie es mir wohl ergehen wird, wenn ich zum Beispiel auf einen Rollator angewiesen bin«, erklärt die heute 60-Jährige, die Sport und Sonderpädagogik studierte. Auch sei natürlich der demografische Wandel in der Gesellschaft ein Grund gewesen, sich mit diesem Thema eingehend auseinanderzusetzen.

Seit 2002 bietet die Fachschule für Motopädagogik neben der berufsbegleitenden Ausbildung mehrere Weiterbildungen mit besonderen Schwerpunkten an. Dazu gehören seit geraumer Zeit auch Kurse, die speziell auf die Bedürfnisse älterer Menschen eingehen. »So können sich Fachkräfte aus pädagogischen, pflegerischen und therapeutischen Berufen nebenberuflich im Bewegungsbereich weiter qualifizieren«, erläutert die Schulleiterin.

Rund 100 Teilnehmer haben dieses Angebot bisher angenommen, und die Nachfrage steigt. »Denn vom Gesetzgeber her wird die Aufgabe, die Mobilität zu fördern und zu erhalten, zukünftig auch für alle Pflegeheime bindend sein«, so Cornelia Schlick.

Der von ihr mit Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung entwickelte Rollator-Erfahrungspark, der im Mai als erster in Deutschland am Haus Berlin in Neumünster eröffnet wurde, ist eine zukunftsweisende Einrichtung. »Hier können Rollator-Nutzer in geschützter Umgebung den sicheren Umgang auf unterschiedlichen Untergründen wie Asphalt, Kopfsteinpflaster oder Rasen trainieren. Aber auch Stufen und Steigungen gehören mit zum begleiteten Trainingsprogramm. Wichtig ist aber ebenso, dass der Rollator auch emotional als positiver Begleiter wahrgenommen wird«, führt die Trainerin aus.

»Das Beste war, dass sich Jürgen Büstrin als Geschäftsführer des Hauses sofort für dieses Projekt begeistern konnte. Unter seiner Mitwirkung ist mittlerweile ein richtiges Netzwerk aus Trainern, Firmen und Gewerken entstanden, das maßgeschneiderte Lösungen für die Nutzer bietet. Und vor Kurzem konnte der Park sogar noch um einige Wege erweitert werden«, freut sich die Rollator-Fachfrau über den großen Erfolg ihrer Initiative. //

»Hier können Rollator-Nutzer in geschützter Umgebung den sicheren Umgang trainieren.«

Die naive Frage ?

Es gibt keine dummen Fragen, nur dumme Antworten? Unsinn, natürlich gibt es dumme Fragen! Oder sagen wir: naive Fragen. Und die muss man auch mal stellen dürfen. Und dann merkt man manchmal, dass die Frage tatsächlich gar nicht mal so dumm ist – beziehungsweise die Antwort klug. Deshalb fragen wir die, die es wissen müssen, das, was wir immer schon wissen wollten, aber uns – normalerweise – nicht zu fragen trauen…

Werden psychische Erkrankungen irgendwann als so »normal« angesehen wie Grippe oder Beinbruch, Frau Welzel?

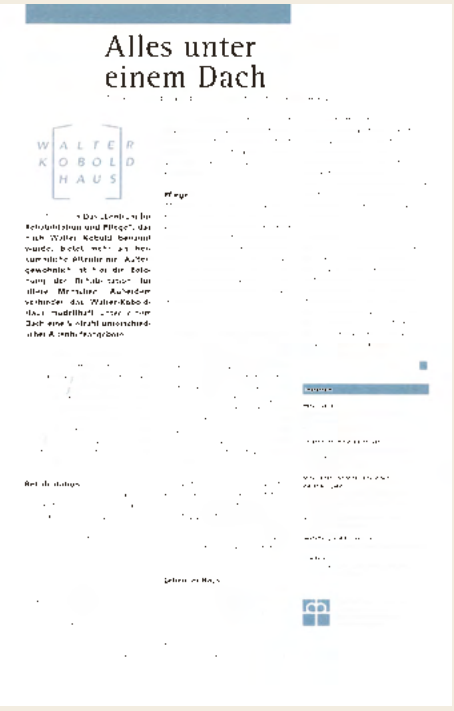
Ganz ehrlich? Ich weiß es nicht! Wobei eine Grippe oder ein Beinbruch mit einer Schizophrenie oder einer Borderline-Erkrankung auch in Zukunft schwierig zu vergleichen sein wird – auch wenn das eine spannende Diskussion geben könnte…

In unserer Stadtteilarbeit im Rahmen des Modellprojekts »Miteinander inklusiv« machen wir jedenfalls die Erfahrung, dass Unterschiede, Ängste und Vorurteile eher in den Hintergrund treten, wenn Menschen mit psychischer Erkrankung, alte Menschen, Junge, Erwerbslose, Geschäftsleute – eben eine ganz gemischte Runde – aufeinander treffen. Wichtiger wird dann das gemeinsame Ziel. Das ist bei uns zurzeit das Stadtteilfest im nächsten Jahr oder die Schaffung eines noch fehlenden Zentrums in Grafenberg. Und die Gruppe, die sich damit beschäftigt, Aufklärungsarbeit über psychische Erkrankung zu leisten, nennt sich nicht ohne Grund »Seelische Gesundheit«.

Haben Sie auch eine naive Frage?
Und wem wollen Sie sie stellen?
Schreiben Sie uns an
info@graf-recke-stiftung.de
Vielleicht finden wir ja eine Antwort…

Petra Welzel ist die Koordinatorin des Modellprojekts »Miteinander inklusiv« im Sozialpsychiatrischen Verbund.

Vor 20 Jahren…
Vom Verpflanzen alter Bäume

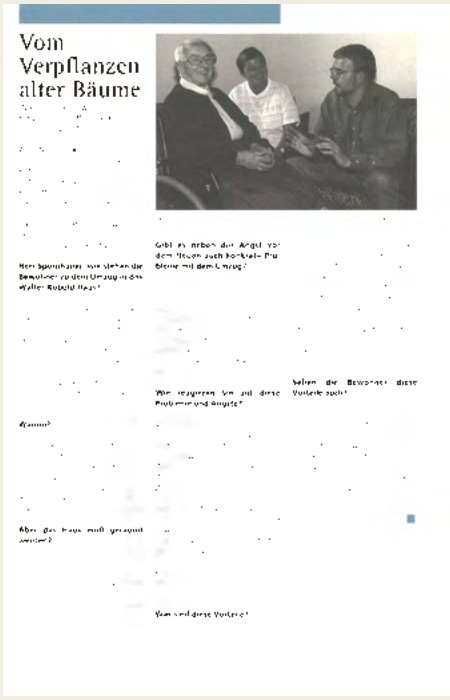

Alles unter einem Dach

WALTER KOBOLD HAUS

1995 stieg die Graf Recke Stiftung mit der Übernahme des »Haus Heimatfreude« in Kaiserswerth in die Altenhilfe ein. 1997 wurde das »Centrum für Rehabilitation und Pflege Walter-Kobold-Haus« in Wittlaer eröffnet, das für die Bewohner der »Heimatfreude« zum neuen Zuhause wurde. Im recke:*in*-Interview in der Ausgabe Dezember 1996 erläutert der damalige »Heimleiter«, dass das gerade übernommene »Haus Heimatfreude« wegen nicht mehr gewährleistetem Brandschutz und anderer baulicher Vorschriften nicht weiterbetrieben werden könne und wie die Mitarbeitenden die Sorgen der Bewohner vor dem Umzug mildern. Im Text daneben wird das Walter-Kobold-Haus so beschrieben:

»Das Walter-Kobold-Haus ist ein Ort lebendiger Gemeinschaft. Großzügig gestaltete Aufenthaltsräume und auch die Gartenanlage regen zu Begegnung und Gespräch an. Kulturelle Veranstaltungen im Haus und Freizeitaktivitäten mit dem Seniorentreff Wittlaer geben den Bewohnern die Möglichkeit, ihr Leben vielseitig zu gestalten. Der Tagesablauf folgt nicht starren Regeln, sondern orientiert sich an den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Bewohner. Der Speiseplan bietet täglich die Auswahl zwischen mehreren abwechslungsreichen Gerichten.«

Heute gehören neben dem Walter-Kobold-Haus in Wittlaer das Seniorenzentrum Zum Königshof in Unterrath sowie die drei Häuser im Dorotheenviertel in Hilden zum Geschäftsbereich *Wohnen & Pflege*. Spezielle Angebote im stationären Bereich sind die Kurzzeit- und Verhinderungspflege in allen Einrichtungen und die Neurologische Langzeitpflege im Haus Berlin in Neumünster. Neben den stationären Angeboten gibt es Service-Wohnen in Düsseldorf-Düsselthal, in -Unterrath, in -Wittlaer sowie in Hilden. Der ambulante Pflegedienst recke:*mobil* versorgt Pflegebedürftige in ihren eigenen Wohnungen im Düsseldorfer Norden. Ein weiteres Angebot wird ab dem kommenden Jahr das Projekt Am Röttchen in Düsseldorf-Unterrath sein. Dort bietet der Geschäftsbereich *Wohnen & Pflege* künftig eine Tagespflege für bis zu 18 Gäste und eine tagesstrukturierende Betreuung für an Demenz erkrankte Menschen an, darüber hinaus eine anbieterverantwortete ambulant betreute Wohngemeinschaft für bis zu zehn Mieter. //


Vom Verpflanzen alter Bäume

Sozial?
Kann ich!
Und Du?

Sozial?
Kann ich!
Und Du?

Sozial?
Kann ich!
Und Du?

Über 500 Mitarbeitende feiern gemeinsam im Zakk

Über 500 Kolleginnen und Kollegen genossen das warme Wetter und die entspannte Atmosphäre im Kulturzentrum Zakk in Flingern. Auch von Seiten des Kulturzentrums gab es ein Lob für die Festgesellschaft: »Sehr angenehm« empfand der Geschäftsführer den Besuch der Mitarbeitenden der Graf Recke Stiftung. Bilder sagen mehr als Worte – hier eine Auswahl vom Abend.

Ein wunderschöner Spätsommerabend mit netten Gästen: Das 3. Mitarbeitendenfest der Stiftung war auch 2016 wieder ein Erfolg.

Was ist der richtige Ausbildungsberuf für Dich?
Folgende Ausbildungen kannst Du bei uns machen:

- ☑ Altenpflegerin/Altenpfleger
- ☑ Erzieherin/Erzieher
- ☑ Sozialpädagogin/Sozialpädagoge im Anerkennungsjahr
- ☑ Heilerziehungspflegerin/-pfleger
- ☑ Kauffrau/Kaufmann im Gesundheitswesen (auch im dualen Studium Health Care Management)
- ☑ Kauffrau/Kaufmann für Büromanagement
- ☑ Köchin/Koch

Informiere Dich unter
www.graf-recke-stiftung.de/beruf-und-karriere/ausbildung